

LIBELLENMAGIE

GOTT DER DIEBE BAND 1

B.E. PFEIFFER



Es knackt unter meiner Schuhsohle. Verflucht, ich habe schon wieder eine Falle ausgelöst! Wie hätte ich aber auch damit rechnen sollen, dass diese Ruine einer vergessenen Zivilisation, deren Namen ich nicht einmal aussprechen kann, so gespickt mit Fallen ist?

Dabei bin ich schon so oft in Tempel wie diese eingebrochen, um einen ach-so-wichtigen Gegenstand an mich zu bringen. Wie viele solcher Aufträge ich schon gemeistert habe, weiß ich nicht. Es ist auch gleichgültig. Ich ärgere mich nur, weil ich einen solchen Anfängerfehler begangen habe.

Bedächtig hebe ich den Fuß an, prüfe, wann der Schalter, den ich aktiviert habe, nachgibt. Ich lasse meinen Blick gleichzeitig über die von Schlingpflanzen überwucherten Wände und die Decke über mir gleiten. Für gewöhnlich waren die Architekten solcher Tempel nicht sehr einfallsreich, was ihre

Fallen anbelangt. Normalerweise lösen Trittfallen wie diese irgendwelche Pfeilmechanismen aus, die Leute wie mich durchbohren. Manchmal gleitet eine Klinge aus der Wand heraus, die einen enthaupten soll. Obwohl ... manchmal soll die Klinge einen auch einfach nur in zwei Teile spalten. Ja, und ganz selten fallen irgendwelche Dinge von oben herab. Riesige Felsbrocken etwa, die einen unter sich begraben. Barbarische Todesurteile, wenn man mich fragt. Aber das macht ja keiner.

Ich schiebe den Gedanken beiseite und konzentriere mich wieder. Ich entdecke allerdings keine Schlitze, die auf Pfeile oder etwas anderes hindeutet hätten, das aus der Wand fahren kann, um mich zu töten. Möglicherweise ist diese Falle genauso ein Blindgänger, wie die letzten zwei, die ich ausgelöst habe. Wohlgedenkt absichtlich ausgelöst habe, um die Kreativität der Tempelbauer zu testen. Entweder hatten sie nie vor, das, was sie hier verstecken, wirklich zu beschützen, oder sie wollten Diebe in Sicherheit wiegen. Da die Anlage hier allerdings ziemlich alt ist, könnten die Mechanismen einfach kaputt gegangen sein. Nennt sich wohl Alterserscheinung, trotzdem sollte ich mich nicht darauf verlassen, dass keine einzige Falle mehr funktionstüchtig ist.

Deswegen prüfe ich den Sitz meines Ausrüstungsgürtels und der Tasche, die ich quer über meinen Oberkörper befestigt habe. Ich will nichts verlieren, falls ich gleich schnell laufen muss, schon gar nicht hier. Nachdem ich sicher bin, dass alles gut sitzt, werfe ich meinen Kopf nach links und rechts,

bis meine Halswirbel knacken und spanne meinen Körper an.

Ganz langsam ziehe ich den Fuß zurück und schlucke, weil der Schalter erneut knackt. Aber nichts geschieht. Noch einmal atme ich tief durch. Nein, scheinbar ist auch diese Falle kaputt. Ich will schon erleichtert weitergehen, als ein Tropfen auf meiner Nasenspitze landet. Er klebt ein wenig und riecht einfach nur ekelhaft. Noch ein Tropfen landet auf meinem Kopf.

Ich wische ihn mit meinen Fingerspitzen ab und betrachte ihn. Er schimmert grünlich-schmierig und riecht nach Fäulnis und ... Petroleum?

»Verdammte Mistkerle«, zische ich und laufe jetzt doch los.

Immer mehr von dieser Flüssigkeit regnet aus der Decke herab. Wenn ich Glück habe, ist nicht mehr genug von dem Zeug übrig, um hier alles in Flammen aufgehen zu lassen. Eine brillante Falle, das musste ich den Architekten lassen. Pfeilen kann man theoretisch ausweichen, Flammen fressen alles, das sich nicht schnell genug in Sicherheit bringt, auf.

Unaufhaltsam tropft es von der Decke, überzieht alles mit einer dünnen Schicht Petroleum. Meine Schritte werden unsicherer, ich rutsche mehrmals fast aus und schaffe es, mir meine nagelneue Hose zu zerreißen.

»Das wird teuer für den Kerl«, schnaube ich.

Wieso muss eigentlich immer ich von zwielichtigen Ganoven aufgesucht werden um irgendwelche verlorengeliebte Schätze zu suchen? Ach ja, weil ich diese Art von Typ bin, der jeden Auftrag

annimmt. Besonders, wenn er eine Reise einbringt und nach einem Himmelfahrtskommando klingt. Ich brauche das vermutlich für mein Ego. Wie auch immer ...

Als hinter mir ein Knacken erklingt und ich ein Zischen höre, ist mir klar, dass ich zu langsam bin. Gleich wird hier alles in Flammen stehen, inklusive mir. Ich kann viel aushalten, aber zu verbrennen ist selbst für mich tödlich.

»Na gut, ich tue das nicht gerne, aber es geht nicht anders«, sage ich zu mir selbst und schnippe mit den Fingern.

Hellblaues Licht umfängt mich augenblicklich und gleichzeitig ziehen sich meine Eingeweide zusammen. Aber ich habe keine Wahl, wenn ich nicht als Barbecue Spieß enden will.

Flügel brechen aus meinen teuren Lederschuhem heraus. Zum Glück waren die ohnehin schon durch das Petroleum ruiniert und somit kein großer Verlust. Deswegen zische ich nur leise, als ich mit Lichtgeschwindigkeit – im wahrsten Sinne des Wortes – durch einen Felsbrocken, der herabfällt und mir den Weg versperrt, hindurch schieße und mir die Nase gebrochen hätte, wenn ich in dem Moment nicht unverwundbar gewesen wäre.

Ja, in diesem Augenblick bin ich ein Gott. Einer, der es nicht sein will. Aber ohne den göttlichen Schub wäre ich nie rechtzeitig aus diesem Raum gekommen, der hinter mir bereits in Flammen aufgeht. Was ich nicht sehen kann, ich rieche nur das Petroleum, das alles verbrennt und höre das Knacken

des Holzes und das Zischen der Pflanzen, die vom Feuer verschlungen werden.

Ich erreiche den nächsten Raum, schnippe erneut, und meine Göttlichkeit verschwindet wieder. Zurück bleiben brennende Eingeweide und Stiche wie aus tausend Nadeln auf meiner Haut. Keuchend sinke ich zusammen und wälze mich über den Boden.

Göttlichkeit fordert einen Preis. Das weiß ich und die anderen Götter vermutlich auch. Aber nachdem mir bewusst wurde, *was* es kostet, seine Göttlichkeit einzusetzen, entschied ich mich, keiner mehr sein zu wollen. Was ich vor rund zweitausend Jahren getan habe und so gut wie nie bereue. Besonders nicht, wenn ich den Preis zahlen muss, wie jetzt.

»Verfluchter Mist«, stöhne ich und bleibe auf dem Rücken liegen.

Meine Hände zittern und ich muss mich stark beherrschen, um mich nicht zu übergeben. Ich hätte meine Kräfte auch anders rufen können. Aber das kann ich nicht mit meinem Gewissen vereinbaren. Nicht, seitdem ich gesehen habe, was es anderen Lebewesen antut, wenn sie für meine Göttlichkeit leiden müssen.

Nein, ich will kein Gott mehr sein. Nie wieder. Vielleicht wäre es anders, wenn ich unter den obersten Göttern nicht derjenige gewesen wäre, den sie wie einen Spielball verwendet haben, um sich gegenseitig etwas anzutun. Oder sie nett zu mir gewesen wären. Aber dieser verlogene Haufen kann mir gestohlen bleiben. Ich lebe lieber als Mensch unter Menschen. Auch, wenn das bedeutet, alle paar Jahre seine Identität zu wechseln.

Denn obwohl ich meine göttlichen Kräfte nicht nutze, altere ich nicht. Hätte man mein Blut in Flaschen abgefüllt und sich ins Gesicht geklatscht, wäre man auch für einige Jahre alterslos gewesen. Hoffentlich finden die Kosmetikkonzerne das nie heraus. Wobei ... die Werbung dafür wäre bestimmt lustig gewesen. In einem Labor von meinem gesamten Blut beraubt zu werden wohl eher weniger. Aber hey ... ich bin irgendwie unsterblich. Großteils. Also, mein Körper heilt schneller als der von Menschen. Deswegen überlebe ich diese grauenhaften Schmerzen wohl auch, die in mir toben.

Rauch steigt mir in die Nase und ich setze mich auf, als ich meinen Körper endlich wieder im Griff zu haben glaube und nicht ständig denke, ich würde mich gleich übergeben.

Ich werfe einen Blick auf das Inferno, das bei der Tür, durch die ich gekommen bin, Halt macht. Offensichtlich war das Feuer dazu gedacht, alles in dem Gang, aus dem ich komme, zu verbrennen und anschließend den restlichen Tempel mit Gestank zu verpesten. Ich befürchte allerdings, dass es sich dabei nicht bloß um den Gestank nach faulen Eiern handelt, sondern irgendein Gift, das mich vermutlich bald umbringen wird. Gott hin oder her, wenn ich meine Göttlichkeit nicht einsetze, bin ich sterblich. Nicht so leicht sterblich, wie ein Mensch, aber ... ich kann umkommen. Besonders durch Gift.

Ich stoße den Atem aus. »Wieso muss auch irgendjemand eine Pfeilspitze eines ägyptischen Gottes hier in einem Tempel am Rand der Zivilisation verstecken?«, brumme ich und stehe auf. »Was macht

die überhaupt hier? Ägypten ist zu Fuß etwa drei Jahre entfernt! Und ein Meer liegt auch dazwischen. Von dem elenden Regenwald, den man erst mal durchqueren muss, rede ich gar nicht!«

Meine Welt dreht sich noch ein wenig und ich stoße den Atem erneut aus. Die Nachwirkungen des göttlichen Geschenks schmerzen immer noch in meinen Gliedern. Oder vielmehr die Nachwirkungen, diese Gabe wieder abgelegt zu haben. Bewusst nicht weiterhin zu gebrauchen. Dieser Entzug ist irgendwie immer das Schlimmste. Den Schmerz vergisst man schnell, aber das Verlangen, doch wieder göttlich zu sein, bringt mich jedes Mal fast um den Verstand.

Ich huste und versuche, mich in dem von Qualm vernebelten Raum zu orientieren. Ich bin durch einen Korridor aus der Hauptkammer bis hierher gekommen. Da ich durch den Rauch nichts mehr erkennen kann, weiß ich nicht, welchen Zweck dieser Ort erfüllt hat. Und somit kann ich nur raten, wo genau ich mich jetzt befinde. Ich zermartere mir das Hirn, ob dies wohl schon der Opferraum des Tempels ist, oder nur eine Vorhalle davon. Wenn ich Glück habe, liegt hinter der nächsten Tür die Schatzkammer. Wenn ich Pech habe, eine weitere Falle.

Aber welche Alternativen bleiben mir, nun, da der Weg, dem ich her gefolgt bin, in Flammen steht?

Ich gebe mir Mühe, etwas in dem dunstigen gräulich-blauem Nebel zu erkennen, das auf eine weitere Falle hingewiesen hätte. Aber meine Augen brennen von dem Rauch und dem Gift so verflucht schmerzhaft, dass ich so gut wie nichts sehe.

Immer noch hustend erreiche ich eine Wand und taste sie ab. Nirgendwo eine Vertiefung, die auf einen Ausgang hingewiesen hätte und der Rauch wird mit jedem Herzschlag dichter.

»Großartig, ich werde hier zu Räucherschinken und sehe *nichts*«, keuche ich und klatsche in die Hände.

Ein orkanartiger Wind kommt auf und meine Schläfen pochen wie verrückt, während ich mir einen Moment Sicht durch meine göttliche Gabe verschaffe. Dieser Raum besitzt nur eine einzige Tür. Jene, aus der ich gekommen bin.

Ich rufe mir die Pläne dieses Orts ins Gedächtnis, die mein Auftraggeber mir gegeben hatte. Der Tempel ist zu groß, um hier zu enden. Es muss noch einen Ausgang geben.

Der Wind legt sich und ich werfe mich sofort auf den Boden, robbe über die glatt geschliffenen Steine, bis meine Finger seltsame Muster auf einem Stein ertasten. Ein Quadrat aus vier Bodenplatten, das vermutlich mit Schriftzeichen verziert ist. Da ich immer noch nichts sehe, muss ich mich auf gut Glück verlassen. Aber ich habe nicht viele Alternativen. Deswegen hebe ich meine Faust und schlage mit aller Kraft zu.

Es knirscht und da ich keinen Schmerz empfinde, gehe ich davon aus, dass der Boden unter mir bricht und nicht meine Hand. Noch einmal schlage ich zu, diesmal stoße ich aber einen derben Fluch aus, da meine Handkante nun doch brennend heiß pulsiert. Trotzdem hebe ich meine Faust erneut und prügeln auf den Boden ein.

Die Platten brechen endlich und kühle, modrige Luft steigt aus dem Loch vor mir auf. »Alles ist besser, als hier geräuchert zu werden«, feuere ich mich selbst an, drehe mich um, damit ich meine Füße in die Öffnung schieben kann und gleite mit den Beinen voraus in das dunkle Loch.

Es ist nicht tief, und obwohl ich kein Hüne von einem Mann bin, kann ich nur auf allen Vieren darin Platz finden. Ich knipse meine Taschenlampe an und beleuchte die Umgebung. Ich sitze in einer Art Weggabelung mit drei Korridoren. Einer zu meiner rechten, einer hinter mir und einer vor mir.

Mir ist klar, dass nur ein einziger nicht in den sicheren Tod führt. Ich weiß nur nicht, wie ich mich entscheiden soll. Vor meinem inneren Auge rufe ich wieder den Grundriss des Tempels auf. Ich bin mir ziemlich sicher, dass der Korridor hinter mir unter dem Gang hindurch führt, der jetzt in Flammen steht. Also muss ich mich ›nur‹ zwischen dem vor mir und dem zu meiner Rechten entscheiden.

»Ene, mene, muh«, grinse ich und schüttle den Kopf. Das Gift, das mit dem Rauch die Luft erfüllt, scheint meine Denkkraft lahm zu legen. Wenn ich mich nicht bald bewege, werde ich hier sterben. Außer, ich würde zum Gott werden. Aber wo bliebe da der Spaß?

»Hermes, du bist ein Trottel«, lache ich vor mich hin und betrachte die Dunkelheit des Gangs rechts. Sie kommt mir weniger dunkel vor, als jene aus dem Korridor vor mir. Eine großartige Begründung, aber irgendwie fällt mir nichts Besseres ein.

Ich zucke mit den Schultern und setze mich in

Bewegung. Nur weg von dem Rauch und dem Gift, das mich um den Verstand bringt.

Während ich mein eigenes Lachen höre, wird die Luft frischer und die Gedanken klarer. Ich versuche gerade zu überlegen, wie weit ich wohl gekrochen bin, als meine Hand nicht den Boden unter mir berührt, sondern ins Leere greift und ich wohl mit dem Gesicht aufgeschlagen wäre, wenn ich nicht bereits über eine Rutsche nach unten geschlittert wäre.

»Scheiße«, brumme ich und reiße die Augen auf, als vor mir helles Licht erstrahlt.

Entweder sterbe ich jetzt oder ich bin in Sicherheit.

Mit einem lauten Knall schlage ich auf dem Bauch auf und halte mir die Nase. »Nur angeknackst«, keuche ich erleichtert, weil ich kein Blut schmecke, und hebe den Kopf, um mich umzusehen.

Sonnenlicht bricht durch die Decke und das Zwitschern der Vögel des Dschungels dringt an meine Ohren. Unmittelbare Gefahr entdecke ich nicht.

Ich komme auf meine Knie und taste meinen Körper ab. Nachdem ich sicher bin, dass - von meiner Nase abgesehen - nichts gebrochen ist, stehe ich auf.

Immerhin kann ich hier aufrecht stehen, obwohl der Raum alles andere als groß ist. Langsam zweifle ich daran, dass ich diese verfluchte Pfeilspitze hier finden werde. Denn, von ein paar Lianen und abgenagten Knochen abgesehen, ist dieser Ort vollkommen leer.

Mein Blick fällt auf die Gebeine, die fast säuberlich aufgeschichtet sind und mir wird übel. »Menschenknochen?«, flüstere ich und ziehe die Pistole aus dem Halfter an meiner Hüfte. Für gewöhnlich nutze ich solche Waffen nur im Notfall. Das hier könnte einer werden.

Schmatzende Geräusche erklingen und ich fluche innerlich. Hier unten lebt eine Kreatur, die vermutlich so alt ist, wie ich. Die Frage ist, ob sie es wagt, mich anzugreifen, oder ...

In dem Moment springt etwas in mein Gesicht und ich fühle Krallen, die sich in meine Haut bohren. Brüllend tobt die Kreatur, als ich sie von mir pflücke und am Kragen gepackt halte.

»Uäh, wieso müsst ihr Schrumpfköpfe so hässlich sein?«, zische ich.

Ein Gnom, etwa so hoch wie mein Unterarm lang, mit riesigem Körper und winzigem Kopf mit leuchtend gelben Augen, starrt mich an.

»Das könnte ich dich auch fragen, elender Gott«, zischt er zurück. »Mein Lager. Such dir ein eigenes.«

»Ich will nichts von deinem Lager«, sage ich finster und funkle ihn an, als er versucht, mit seinen Krallen nach meinem Arm zu schlagen, um sich zu befreien. »Es sei denn, du hast eine Pfeilspitze, die vermutlich aus Ägypten stammt.«

»Habe ich nicht«, faucht der Schrumpfkopf und verschränkt die Arme. »Diese Pfeilspitze ist boshaft und grell. Sie liegt draußen unter einem Stein.«

»Hast du sie dort hin gebracht?«, frage ich.

»Ja, und ich habe heute noch Brandflecken auf

meinen Händen«, erklärt er und hebt seine verformten Finger.

Beim besten Willen habe ich keine Ahnung, was daran Brandflecken sein sollen, denn sie sind von Warzen übersät. Und damit hat er in meinem Gesicht rumgekratzt ...

»Führ mich hin und ich bin schneller weg, als du Pfeilspitze sagen kannst.«

»Was springt für mich raus?«, will er wissen.

Ich hebe meinen Mundwinkel. »Ich lasse dir deine Knochen. Ansonsten kannst du ihre Asche beweinen.«

Ich weiß, dass diese Wesen ihre Sammlungen lieben. Keine Ahnung, ob er die Menschen, die hier liegen, getötet hat, oder sie irgendwo gefunden hat. Vermutlich letzteres, aber ich nehme an, dass sich so bald ohnehin kein Mensch hier her wagen wird und er deswegen ungefährlich ist.

Meine Drohung wirkt, der Schrumpfkopf reißt die Augen auf. »Das wagst du nicht!«

»Wetten?«, grinse ich, stecke meine Pistole weg und ziehe ein Feuerzeug aus einer meiner Hosentaschen.

Als es klickt und der Schrumpfkopf die Flamme sieht, die seine Schätze bedrohen, zittert er. »Schon gut! Ich bringe dich hin, hässlicher Gott.«

»Geht doch«, meine ich und stecke das Feuerzeug weg. »Und hör auf, mich hässlich zu nennen. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich dir glauben.«



Zwei Tage liegt mein Zwischenfall in dem Tempel zurück. Zwei Tage. Und ich rieche immer noch wie Räucherschinken.

Ich gehe durch das Museum, in dem ich arbeite, vergrabe meine Nase gerade in meiner Ellbogenbeuge, als ein Räusperrn mich hochschrecken lässt. »Mr. Winter, spät wie immer«, tadelt mich eine samtweiche Frauenstimme. Samtweich und gleichzeitig gefährlich wie Gift selbst.

»Ms. Hart«, lächle ich und drehe mich zu meiner Vorgesetzten um.

Dr. Shenandoah Hart, für ihre Freunde Shenan, für mich Ms. oder Dr. Hart, steht in einer dunkelblauen Jeans und mit einer weißen Bluse mit Schluppenkragen vor mir. Sie trägt wie immer Pumps und einen schwarzen Blazer, den sie jetzt über ihrem Arm hängen hat. Immerhin kann man schon den Sommer

fühlen, der hier wohl erst im Juli richtig losgeht. Aber es ist bereits ziemlich warm in der Früh.

Einer von Dr. Harts Vorfahren muss ein Ureinwohner Amerikas gewesen sein. Zumindest habe ich das aus ihrer Akte erfahren. Sie hätte es mir ja nie erzählt, obwohl wir eng zusammen arbeiten. Aber die pechschwarzen Haare, die sie immer aufgesteckt trägt, und der etwas dunklere Teint könnten darauf hindeuten, dass es stimmt. Ich habe auch ihren Namen gegoogelt, weil er eher ungewöhnlich ist.

Auch er entstammt einer Sprache der Ureinwohner und bedeutet »Tochter des Abendsterns«. Als ich sie das erste Mal sah, funkelte sie wirklich wie ein Stern. Dr. Hart ist wunderschön, aber sie kann mich kein Stück leiden.

Was meine Schuld ist. Aber besser für uns beide. Ich hatte sie in einer Bar getroffen, zwei Tage, bevor ich die Stelle mit meiner neuen Identität als Harrison Winter in diesem Museum im Osten der USA antrat. Wir verstanden uns prächtig, haben geknutscht und ich wollte sie eigentlich abschleppen.

Bis mir klar wurde, dass ich mich mehr zu ihr hingezogen fühlte, als gut für mich war. Götter sollten sich nicht verlieben und hätte ich mit ihr geschlafen, hätte ich sie vielleicht wiedersehen wollen. Nein, ich hätte sie bestimmt wiedersehen wollen. Ich kenne mich mit solchen Verbindungen aus.

Manch einer mag sie belächeln, ich weiß, dass es Schicksal gibt, weil ich die Dame ganz gut kenne. Sie heißt Tyche, lenkt das Schicksal. Wir sind irgendwie verwandt und sie verfolgt einen eigenen Plan mit den

Fäden, die sie spinnt und legt. Warum sie Dr. Hart und mich füreinander bestimmt hat, weiß ich nicht. Aber ich weiß, wie es Menschen ergeht, die eine Beziehung mit Göttern eingehen.

Deswegen habe ich sie stehen lassen und vor ihren Augen angefangen, eine andere zu knutschen. Dass ich eben zwei Tage später als ihr Assistent beginnen sollte, war wirklich Pech. Riesiges Pech. Aber ich hätte wissen müssen, dass Tyche mich nicht so leicht vom Haken lässt.

»Hängen Sie schon wieder Ihren Tagträumen nach?«, schnaubt Dr. Hart und reißt mir ein Exponat aus der Hand, das ich eigentlich längst zurückbringen wollte und gerade aus meiner Tasche gezogen habe, bevor ich meinen Geruch überprüft habe ...

Ich habe das Ding seit einer Woche ständig in meiner Wohnung vergessen. Zum Glück hat Dr. Hart sein Verschwinden bisher wohl nicht bemerkt.

»Was haben Sie damit vor?«

»Ich wollte es nur an seinen Platz bringen«, räuspere ich mich und betrachte die Tonscherbe, die wohl einmal ein Krug war. »Jemand hat es in der Mongolei abgestellt und ich habe es auf meinem Weg zum Büro entdeckt.«

Sie zieht eine Augenbraue hoch und ihre dunklen Augen durchbohren mich. Ich kann ihre Abneigung aufblitzen sehen. Sie sieht nur das, was ich sie sehen lasse. Für Dr. Hart bin ich ein überheblicher Aufreißer, ein Faulpelz und ein Dieb. Mit dem letzteren hat sie tatsächlich recht, obwohl ich mir diese Scherbe

wirklich nur ausgeliehen habe, um Hinweise auf die Pfeilspitze zu finden.

Jene Pfeilspitze, die ich vorgestern gefunden und meinem Auftraggeber geschickt habe. Sie ist erstaunlicherweise wirklich ägyptisch aber zum Glück nicht von einem Gott. Sonst hätte ich sie nicht hergeben dürfen. Ich habe nämlich entschieden, nichts Gefährliches auf die Menschenwelt loslassen zu wollen. Vermutlich nehme ich deswegen alle Aufträge an, um sicherzugehen, dass nicht irgendjemand etwas mit Kräften findet, die nicht für Menschen bestimmt sind. Aber da die Pfeilspitze über keinerlei Magie oder Göttlichkeit verfügt, darf sie der alte Mann, der sich davon ewiges Leben verspricht, gerne haben und hoffen, dass sie ihr Geld wert ist.

»Und weswegen sind Sie dann in der römischen Ausstellung?«, zischt sie und schüttelt den Kopf. »Das ist ein Teil eines Krugs aus dem etruskischen Reich.« Sie seufzt und reibt sich die Schläfen. »Wieso merken Sie sich den Unterschied nicht?«

»Ich kann nichts dafür, dass eure Forscher manche Dinge falsch zugeordnet haben und jetzt jeder die Fehler einfach weiterlaufen lässt«, raune ich zu mir selbst.

Dass die Menschen nicht immer recht haben ist nichts Neues für mich. Dr. Hart kann nichts dafür, dass sie ihr Wissen auf falschen Schlussfolgerungen aufbaut. Aber da sie mir nicht glauben wird, muss ich meine Meinung hinunter schlucken und nicken. Was schade ist. Shenan, wie ich sie manchmal in Gedanken nenne, bevor ich mich daran erinnere, dass sie tabu ist, ist klug. Sehr klug sogar. Sie versteht

komplexe Zusammenhänge und kann sie jedem mit einer Leichtigkeit erklären, dass auch ein Kind es verständlich findet. Vielleicht fasziniert mich das an ihr. Oder das Lächeln, das sie manchmal auf dem Gesicht hat, wenn sie denkt, ich merke es nicht. In ihr steckt ein bezaubernder Kern, sie verbirgt ihn nur hinter dicken Mauern. Mauern, hinter die ich kurz blicken durfte, an jenem Abend. Aber danach hat sie wohl ein komplettes Abwehrsystem installiert. Ich kann es ihr nicht übel nehmen.

»Verzeihen Sie, Dr. Hart. Ich kann mir das einfach nicht merken«, murme ich, nachdem ich wohl einen Moment zu lange geschwiegen und sie angestarrt habe. Aber etwas an ihr lässt mich sie einfach nicht vergessen ...

»Immerhin wissen Sie, dass es nicht in die Mongolei gehört«, seufzt sie und ich erahne den Anflug eines Lächelns. Der verschwindet allerdings sofort wieder, als unsere Blicke sich treffen. »Das erklärt aber nicht, wieso Sie schon wieder zu spät sind.«

Ja, warum bin ich noch gleich zu spät. Weil ich erst gestern Nacht aus dem Amazonas zurückgekehrt bin und bis in die frühen Morgenstunden mit meinem Auftraggeber diskutieren musste, ob die Pfeilspitze, für die er angeblich morden würde, wirklich echt ist, oder nicht.

Ein Glück nur, dass ich nicht auf Schlaf angewiesen bin, sonst würde ich wohl jetzt einfach umkippen und schnarchen.

»Harrison!«, zischt sie und ich konzentriere mich wieder auf sie.

Ich räuspere mich und suche nach einer Ausrede. Irgendeiner. Verschlafen. Wasserrohrbruch. Der One-Night-Stand, den ich nicht los wurde. Es ist gleichgültig, ich habe mir nie wirklich Mühe damit gegeben, meinen Ausführungen glaubhaft zu machen. Weil ich will, dass sie mich nicht leiden kann. Denn ... ich empfinde zu viel für sie und das könnte sie ihr Leben kosten.

Gerade setze ich zu einer Antwort an, als sie ihre Hand hebt und den Atem gedehnt ausstößt. »Wissen Sie was, es ist mir eigentlich egal«, meint sie und sieht mich erschöpft an.

Ich weiß, dass sie zu viel arbeitet, gewissenhaft ist. Anders als ich. Ganz anders. Es liegt in meiner Natur, ich nehme die Dinge nicht ernst, versuche überall, etwas Spaß hineinzubringen. Shenan ... sie ist gründlich und sie kämpft für ihren Traum. Dieses Museum zu leiten scheint ihre Erfüllung zu sein, ganz gleich, wie schwer es ist. Ich mache es ihr mit meinem Verhalten wohl auch nicht leicht. Trotzdem ist sie meistens sehr rücksichtsvoll, was ich gar nicht verdient habe, indem sie mir meine spontanen Urlaube genehmigt, wenn ich einen Auftrag annehme.

Aber wenn ich die Schatten unter ihren Augen sehe, fühle ich mich schuldig. Ich sollte sie nicht alleine lassen und vielleicht ... sollte ich ihr zeigen, dass sie sich doch auf mich verlassen kann.

»Ich kann Sie nicht entlassen, weil Sie zu spät kommen«, fährt sie seufzend fort. »Egal, wie oft es passiert. Dazu fehlen mir Alternativen und, wie gesagt, zumindest wissen Sie, dass diese Scherbe

nicht in die Mongolei gehört. Das hebt Sie schon von neunzig Prozent der anderen Bewerber für diesen Posten ab.«

»Das klingt fast wie ein Kompliment, Dr. Hart«, grinse ich und versuche, meine Schuldgefühle wegzuschieben. Gelingt mir nicht.

»Wischen Sie sich das dämliche Lächeln aus dem Gesicht, Winter«, schnaubt sie. Heute ist sie wohl noch weniger für meinen Charme empfänglich als sonst, und das heißt etwas. Sie steigt selten auf meine Scherze oder Komplimente ein. Liegt vermutlich an ihrem Abwehrsystem. »Machen Sie sich an die Arbeit. Wir öffnen gleich und heute kommen drei Schulklassen, die sich die Griechenland Ausstellung ansehen wollen.« Sie hebt eine Augenbraue. »Mit der griechischen Mythologie sind sie vertraut?«

Wenn sie nur wüsste ... »Ich habe die Bücher, die Sie mir gegeben haben, studiert. Ich fühle mich bereit, eine Klasse zu übernehmen.«

Sie sieht mich skeptisch an, nickt dann aber. »Gut. Die erste führen wir gemeinsam, die zweite machen Sie alleine. Die dritte überlegen wir uns im Anschluss.«

»Danke«, sage ich und folge ihr zuerst in den Raum für die etruskischen Exponate, wo sie die Scherbe behutsam an ihren Platz legt, bevor wir in ihr Büro gehen.

Wir teilen uns den Raum. Schließlich bin ich ihr Assistent und das ist nicht das ›British Museum‹, sondern ein überschaubares Museum in einer Kleinstadt an der Ostküste der USA. Neben uns beiden gibt es noch drei Angestellte, die hier ›Forschung‹

betreiben. Was so viel bedeutet wie, sie fegen den Staub von Exponaten.

Dr. Hart hingegen schreibt tatsächlich wissenschaftliche Arbeiten. Sie hat zwar keine Felderfahrung, sprich, sie hat noch nie an Ausgrabungen teilgenommen, aber die Frau ist ein wandelndes Lexikon. Alles, was in den Büchern der Menschen steht, scheint sich auch in ihrem Kopf zu befinden. Ein Jammer, dass sie teilweise falsche Informationen bekommen hat.

Ja, es ist gut, dass ich ihr gezeigt habe, was für ein Arschloch ich bin. Denn der kurze Blick, den sie mir auf ihre wahre Persönlichkeit gegeben hat, hat gereicht, um mein Herz an sie zu binden. Tyche sei Dank.

Wenn das schlechte Gewissen mich überkommt, rede ich mir einfach ein, dass ich auf diese Weise ihr Leben schütze. Dann geht es eigentlich wieder. Denn ... sollte ich meine göttlichen Kräfte zu stark beanspruchen müssen, weil ich bei einem weiteren gefährlichen Auftrag in eine tödliche Falle tappe, würde ich Shenans Lebenskraft anzapfen. Ein altes Gesetz des Olymp. Menschen, die einen Gott lieben, werden als erste ›benutzt‹ um die göttlichen Kräfte zu nähren. Bis zum bitteren Ende.

Nein, so ist es besser. Auch, wenn das bedeutet, ihr nie auf die Art nahe sein zu können, wie ich es mir wünsche.

Natürlich hätte ich meine Identität gleich wieder ändern können, um diesem seltsamen Stich in meinem Herz zu entgehen. Ich muss das ja ohnehin alle paar Jahre, aber etwas an ihr bindet mich. Viel-

leicht quäle ich mich aber auch einfach nur gerne selbst.

Ihre Nähe ist nämlich reine Tortur. Shenan ist umwerfend. Ihre Ausstrahlung zieht mich an, wie das Licht die Motten. Und genauso würde sie mich verbrennen, wenn ich sie verlieren würde. Eine Sterbliche, die einen Gott liebt, lebt nicht lange. Und eine Sterbliche, die von einem Gott geliebt wird, stirbt noch früher, selbst, wenn er seine göttlichen Kräfte nicht einsetzt.

Ich muss es wissen. Immerhin habe ich eine Gefährtin gehabt, nachdem ich mich entschied, den Olymp zu verlassen und als Mensch zu leben. Sie hieß Luna und ihr gehörte mein Herz. Leider war ich damals noch nicht gut darin, mich vor den anderen Göttern zu verstecken. Sie fanden mich und nutzten Lunas Lebenskraft, um ihre eigene Magie zu stärken, damit sie mich quälen konnten. Natürlich hörten sie nicht auf, als sie im Sterben lag. Ich musste zusehen, wie die Liebe meines Lebens starb, damit Ares und Apollon mit mir ›spielen‹ konnten.

Ich hasse Götter. Ich hasse sie. Und manchmal hasse ich mich selbst.

›Hören Sie mir eigentlich zu?‹, fragt Dr. Hart.

Ich räuspere mich. »Götter, Olymp«, brabble ich los, in der Hoffnung, dass sie gerade darüber gesprochen hat.

Sie rollt mit den Augen und atmet langgezogen aus. »Nein. Aristoteles, Pythagoras. Klingelt da etwas?«

Natürlich tut es das. Ich kannte die beiden

schließlich. Aber ich zucke nur mit den Schultern.
»Mathematik, nehme ich an?«

Sie rollt noch einmal mit den Augen. Alleine dafür ärgere ich sie gerne. Sie ist einfach süß, wenn sie so etwas macht. »Bei Pythagoras, ja. Bei Aristoteles wollte ich eher auf seine Auffassung der Staatsformenlehre hinaus. Immerhin hat er den Grundstein für die Demokratie gelegt.«

Ich grunze und räuspere mich dann noch einmal. Aristoteles hat viel Bedeutendes geschaffen. Aber das mit der Demokratie haben die Menschen der heutigen Zeit dann wohl anders aufgefasst, als er es gemeint hat. Innerlich zucke ich mit den Schultern. Mir kann es gleich sein. Ich habe viele Staatsformen gesehen. Von Stämmen mit Räten, über Monarchien, bis hin zu Republiken und Diktaturen. Jede hat Vor- und Nachteile. Es kommt auf die Menschen an.

»Gut, Ethik und Staatsformen. Ich versuche es mir zu merken.«

Dr. Hart reibt sich die Nasenwurzeln. »Es gibt kein versuchen, Harrison. Machen Sie es oder lassen Sie es bleiben.«

»Star Wars?«, grinse ich.

Dr. Hart hebt den Blick und ein Schmunzeln huscht über ihr Gesicht. Mir stockt der Atem. Sie ist schöner als jede Göttin es je sein könnte und mein Herz schlägt plötzlich viel zu schnell. Wieso kann ich nicht aufhören, mich zu ihr hingezogen zu fühlen? Wieso freue ich mich über Momente wie diesen, wo es sich anfühlt, als könnten wir doch glücklich zusammen sein, wenn ich es nur zulassen würde?

»Sie überraschen mich manchmal doch«, sagt sie

und schaltet den Wasserkocher ein. Shenan mag Kaffee nicht, sie trinkt nur Tee. Ihr Blick wird weicher, während sie mich mustert. »Denken Sie, Sie können das wirklich, Harrison? Ich will Sie nicht überfordern.«

Jetzt steigt mein Puls noch mehr an. Sie würde das alleine machen, weil sie nicht möchte, dass ich mich schlecht fühle. Ich bin wirklich so ein Heuchler. »Natürlich, Dr. Hart«, erwidere ich entschlossen. Klar kann ich das. Ich muss mir nur merken, was die Menschen dieser Zeit für die Wahrheit halten. »Würden Sie auch Wasser für mich aufkochen?«

Sie nickt und stellt eine zweite Tasse neben ihre. Ich trinke Tee zwar nicht so gerne, aber ich mag die Sorte, die sie immer aufbrüht. Orange Pekoe. Keine Ahnung, ob das eine Spezialität ist oder ob es daran liegt, dass sie den Tee zubereitet. Aber diese eine Tasse pro Tag genieße ich. Weil ich es mit ihr tue.

Ich schüttele den Kopf. Ich klinge wie ein liebeskranker Teenager. Aber es ist ein Fakt. Ich mag ihre Nähe. Die wenigen Minuten, in denen sie mich nicht anstarrt, als wäre ich der Teufel persönlich - den es übrigens nicht gibt, weil ich auch die Unterwelt recht gut kenne, immerhin habe ich früher Seelen dorthin begleitet - sind die schönsten des Tages. Weil wir uns dann in Ruhe unterhalten und ich immer mehr verstehe, warum Dr. Hart mit Mitte zwanzig bereits ein Museum leiten durfte. Sie ist nicht nur klug, sie hat Weitblick und sie schafft es, die Menschen für sich zu gewinnen.

Kein Wunder, dass ich für sie nur ein überheblicher Aufreißer bin, der etruskische Kunst nicht von

römischer unterscheiden kann. Manchmal, wenn ich mich selbst im Spiegel ansehe und meine blonden Haare absichtlich noch mehr verstrubble, als sie schon sind, mir ein selbstgefälliges Grinsen zuwerfe und mich frage, ob meine Augen für die Menschen gräulich oder blau-lila, wie eine Mischung aus Lapis und Amethyst, aussehen, finde ich mich selbst überheblich. Oh, ich sehe vermutlich gut aus. Ich bin immerhin ein Gott. Und ich bin genauso überheblich, wie die meisten anderen Götter. Obwohl ich es längst nicht mehr sein will.

Ich stelle mich neben Dr. Hart und nehme ihr beide Tassen ab, die sie aufgenommen hat, um nach draußen zu gehen. Ein Lächeln huscht über mein Gesicht und sie zieht zumindest einen Mundwinkel nach oben. Dann allerdings hebt sie ihre Nase und atmet ein, als würde sie schnüffeln.

»Riecht es hier verbrannt?«, fragt sie und holt noch einmal Luft.

»Ich rieche nichts, außer dem Tee«, verkünde ich und nehme mir vor, mich die ganze Nacht in die Badewanne zu legen. Lieber rieche ich nach dem Lavendelbadesalz, das ich von den Kollegen zum ›Geburtstag‹ bekommen habe, als nach Räucherfleisch. Und das heißt etwas. Ich hasse Lavendel. Aber das Zeug muss weg und der Geruch auch.

»Ich sehe lieber trotzdem kurz nach. Wir treffen uns auf dem Balkon und gehen den Tag noch einmal durch«, murmelt Dr. Hart und ist auch schon aus dem Büro verschwunden.

Ich seufze und schnüffle an der Tasse. Der Tee ist ihr wieder wunderbar gelungen. Mein Blick fällt auf

ihren ordentlichen Schreibtisch. Sie arbeitet viel und schafft es trotzdem, Ordnung zu halten. Ich bewundere sie, weil sie strukturiert ist. Und bin froh, dass sie ein zurückhaltender Mensch ist, sich kein Privatleben gönnt und vermutlich für viele ziemlich zugeknöpft wirkt. Denn bei der Vorstellung, dass sie einem anderen Mann nahe kommen könnte, zieht sich mein Magen schmerzhaft zusammen. Wenn das passiert, muss ich das Weite suchen. Sonst käme zu Diebstahl vermutlich auch Mord auf die lange Liste meiner Verfehlungen.



Ich folge Shenan wie ein Geist, während sie die erste Gruppe Junior Highschool Schüler durch den Saal mit den Altertumsausstellungen führt. Sie erklärt die Epoche der griechischen Geschichte wirklich hervorragend. Wenn ich sie nicht selbst erlebt hätte, und manches besser wüsste, würde ich das richtig genießen können.

Dann bin ich mit meinem Teil an der Reihe und bringe den Kindern die Götter näher, während Shenan mich beobachtet. Ich erzähle alles so, wie es in den Büchern steht. Mit der Realität hat das wenig zu tun. Denn die Götter sind nicht allmächtig. Sie sind eher mit Zauberern vergleichbar, deren Magie daher kommt, dass sie anderen Wesen ihre Lebensenergie entziehen. Und weil die Götter früher gerne gegeneinander gekämpft haben, gab es unzählige Todesopfer.

Mein Onkel Hades, der über die Unterwelt

wacht, hatte immer alle Hände voll zu tun, die Scherben mit Charon, dem Fährmann der Toten, und mir, dem Seelenführer der Helden, aufzusammeln. Erst als mein Vater, Zeus, die Titanen – die in Wahrheit einfach nur ältere Zauberer sind, als wir – besiegt hatte, kehrte Ruhe ein. Dann wurde nur zu besonderen Gelegenheiten gegeneinander gekämpft. Etwa, wenn Ares und Hephaistos sich um Aphrodite prügeln. Liebe Güte, so schön ist sie auch nicht und, wenn ich ehrlich sein soll, ist sie ein ziemliches Biest.

Aber all das erwähne ich nicht, sondern spreche über die Legenden davon, wie Zeus Göttervater wurde, wie oft er meine Stiefmutter Hera betrogen hatte und dass sein Sohn, Herakles, als Halbgott geboren wurde und in den Olymp durfte, nachdem er sich als wahrer Held erwiesen hat.

Wahrer Held für den A...llerwertesten! Herakles ist ein eingebildeter Gockel, der im Weinrausch ein paar Monster erwürgt hat. Aber weil es zufällig ziemlich böartige Monster waren, die sogar von den Göttern gefürchtet wurden, hat mein Vater ihn zum Gott erhoben. Als hätten wir nicht schon genug eingebilddete Alkoholranke gehabt.

Jedenfalls versuche ich, die Geschichten mit einem Lächeln zu erzählen. Dr. Hart scheint zumindest zufrieden mit mir und ich atme erleichtert durch, als die Gruppe sich zerstreut, um noch ein wenig alleine die Exponate zu betrachten und ihr Quiz, das der Lehrer ihnen gegeben hat, auszufüllen. Dazu müssen sie einige der Tafeln lesen, weil sie dort die Antworten finden. Irgendwie süß. Im antiken Grie-

chenland wurde Wissen ganz anders vermittelt. Es ist schön, einmal kindliche Herangehensweise zu beobachten.

»Gar nicht übel, Harrison«, meint Dr. Hart und stellt sich mit angedeutetem Lächeln neben mich.

»Danke, Doc«, erwidere ich und zwinkere.

Das Lächeln verschwindet, weil sie die Geste vermutlich zu vertraulich findet. »Denken Sie, Sie schaffen eine Gruppe ohne meine Anwesenheit?«

»Klar«, sage ich mit voller Überzeugung und weil ich weiß, dass sie viel um die Ohren hat. Ich schulde ihr das, als Ausgleich für die Scherbe, die ich mir geborgt habe. »Keine Sorge, Sie können mir vertrauen.«

Sie zögert und wendet sich ab. »Das bezweifle ich«, murmelt sie. »Aber ich versuche es.«

Ohne ein weiteres Wort geht sie hinaus. Ich weiß, dass sie gerade ein wenig Stress mit den Wirtschaftsprüfern hat, und sich auf etwas vorbereiten muss. Das Museum wird jedes Jahr auf die Finanzen geprüft. Es gehört der Stadt und ist somit von öffentlichen Geldern abhängig. Dr. Hart muss also auch sicherstellen, dass wir nicht mehr ausgeben, als wir einnehmen. Was nicht einfach ist, weil das Gebäude ständig renoviert werden muss. Sie arbeitet zwar mit einem Steuerberater zusammen, aber diese Prüfung scheint sie unruhig werden zu lassen.

Da ich erst vier Monate hier bin, weiß ich nicht, wie es in den Jahren davor war. Aber, soweit ich es gehört habe, schien eine Schließung im Raum gestanden zu haben. Weswegen der letzte Assistent wohl auch gegangen ist. Hatte ein anderes Angebot

eines größeren Museums, hieß es. Oder er hat einfach mehr verlangt, als ich. Denn ich arbeite für ein Butterbrot, weil ich auf das Geld wirklich nicht angewiesen bin. Ich habe mehr als genug davon, schon alleine durch meine ›Nebenbeschäftigung‹. Aber es ist auch der Reichtum des Olymp, von dem ich meinen Anteil mitgenommen habe. Also, um meine Finanzen muss ich mir keine Sorgen machen.

Ich führe die zweite Gruppe Schüler durch den Saal und erkläre alles, was sie wissen sollen, gehe auf Fragen ein und schlage mich wirklich gut. Finde ich zumindest. Immerhin erzähle ich hier Märchen. Die Wahrheit würden die Menschen nicht sehen wollen.

Dr. Hart ist immer noch verschwunden, als die dritte Gruppe ankommt. Also übernehme ich auch diese.

»... Deswegen entführte Paris Helena und löste somit den trojanischen Krieg aus ...«, berichte ich gerade, als ich Dr. Hart hereinkommen sehe.

Ich halte inne und betrachte sie. Sie wirkt abgehetzt, also nicke ich ihr zu und erzähle weiter von dem trojanischen Krieg, den es so ebenfalls nicht gegeben hat. Die Götter haben in Wahrheit Langeweile gehabt und die Menschen wie Schachfiguren gegeneinander antreten lassen. Menschenleben waren ihnen schon immer unwichtig.

Mein Blick sucht regelmäßig den von Shenan, während ich weiterspreche, Fragen beantworte und den Kindern, die etwa dreizehn Jahre alt sein dürften, zeige, wie man einen spartanischen Schild gehalten hat. Es ist natürlich nur ein Nachbau, ebenso wie das Holzschwert, das ich einen Schüler

schwingen lasse. Das lockert die Stimmung immer auf.

Als ich wieder nach Dr. Hart sehe, betrachtet sie mich mit einem warmen Blick und wendet sich ab um durch den Raum zu schlendern, als ich sie dabei ertappe. Da ich gerade die Schüler entlassen habe, gehe ich zu Shenan. Alles in mir wünscht sich, dass sie zufrieden mit mir ist, mir vielleicht ein paar nette Worte sagt. Obwohl das meine Qual nur verstärken wird.

Sie ist nur wenige Schritte von mir entfernt, da stellt sich mir die Klassenlehrerin in den Weg. »Mr. Winter, Sie machen das unglaublich gut«, säuselt sie.

Die Dame ist Ende zwanzig, klein und schlank, mit kupferrotem Haar und intensiv blauen Augen. Sie ist überhaupt nicht mein Typ, aber ich spüre die Schwingungen, die von ihr ausgehen. Sie würde am liebsten ihre Klasse hier zurücklassen und mit mir abhauen.

Das passiert mir öfter. Menschen fühlen meine Göttlichkeit, auch, wenn ich sie nicht einsetze. Und auf Frauen habe ich wohl eine besondere Anziehung. Was mich grundsätzlich nicht stört, ich bin schließlich auch nur ein Mann. Aber manchmal ist es lästig und unpassend.

»Danke«, erwidere ich deswegen nur und lächle freundlich.

Das war wohl ein Fehler, denn sie legt mir ihre Hände auf die Schultern und seufzt mich verzückt an. »Sie sind so ... wunderbar«, haucht sie und stellt sich mit gespitzten Lippen auf ihre Zehenspitzen.

Ich überrage sie um mehr als einen Kopf,

weswegen sie es nicht schafft, mich zu küssen. Hilfesuchend sehe ich Dr. Hart an und schlucke. Ihr Blick ist so eisig, sie könnte wohl das ewige Feuer des Olymps damit löschen.

»Mr. Winter«, zischt sie. »In mein Büro.«

Die Lehrerin starrt mich verwirrt an, als ich sie von mir schiebe und wortlos hinter meiner Chefin her trotte.

»Zu meiner Verteidigung«, beginne ich, nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen habe.

»Ich will es gar nicht wissen«, erklärt Dr. Hart, die mir den Rücken zugewandt hat. »Ich möchte Sie darauf hinweisen, dass Sie während ihrer Dienstzeiten keiner Romanze nachkommen dürfen. Besonders nicht, wenn Sie Ihre Aufsichtspflicht vernachlässigen.«

Ihre Stimme ist ruhig und doch höre ich das Beben darin. Sie ist zornig. Ziemlich zornig und ich frage mich, ob es daran liegt, dass ich mich nicht professionell verhalten habe, oder daran, dass sie mich vielleicht doch auf dieselbe Weise mag, wie ich sie.

Ich würde ihr gerne erklären, dass ich keiner Romanze nachgehen will. Schon gar nicht mit diesem nymphenhaften Wesen, das gerade versucht hat, mich zu küssen. Die Einzige, bei der ich diesen Grundsatz jederzeit brechen würde, wäre Shenan.

»Dr. Hart, ich habe nicht ...«, versuche ich es noch mal und halte inne, als sie sich umdreht. Ich hatte Zorn erwartet, aber alles, was ich in ihrem Blick entdeckte, ist Enttäuschung. Mein Magen zieht sich zusammen.

»Es war eindeutig, was Sie vor hatten, Mr. Winter.« Sie schließt die Augen und legt die Fingerspitzen an ihre Nasenwurzel. »Ich habe keine Zeit, mich um Beschwerden von Eltern zu kümmern, die von ihren Kindern hören, dass in meinem Museum wohl kein Anstand herrscht und mein Assistent mit ihrer Lehrerin herumknutscht. Ich habe ganz andere Sorgen. Eigentlich dachte ich, dass Ihnen das bewusst ist und beinahe habe ich angenommen, dass ich Ihnen vielleicht Unrecht tue und Sie mir wirklich helfen wollen. Aber wie es aussieht, lag ich falsch.«

Am liebsten würde ich sie jetzt einfach in meine Arme ziehen. Mir ist allerdings klar, dass sie mich fortstoßen würde. Es gibt Frauen, die gegen meine Anziehung immun sind. Shenan ist eine davon. In der Bar habe ich sie nicht durch diese göttliche Anziehung erobert. Nein, da war mehr zwischen uns. Schicksal eben. Deswegen wirft sie sich mir nicht jeden Tag an den Hals. Was gut ist ... und dann wieder nicht, weil ich ihr gerne näher kommen würde. Aber ich könnte sie nicht beschützen. Danke ich zumindest. Schon gar nicht vor mir.

»Sie können jetzt wieder gehen«, flüstert sie beinahe und setzt sich an den Schreibtisch zurück, der sich vor Akten fast biegt.

Es sind die Unterlagen für die Prüfung. Verwundert suche ich den Raum ab.

»Sollte Mr. Miles nicht hier sein?«, frage ich, weil es nicht so aussieht, als wäre der Steuerberater heute bereits anwesend gewesen.

»Er ist krank«, erwiderte sie, ohne mich anzusehen. »Und ich muss jetzt versuchen, die Prüfer davon

zu überzeugen, dass wir das Loch im Dach schließen und Geld, das wir nicht haben, investieren mussten.« Sie hebt ihren Blick aber starrt an mir vorbei, als wäre ich nicht da. »Denken Sie, Sie schaffen es, heute keinen Unsinn anzustellen? Denn ich habe keine Lust, mich mit noch einer Klage eines gehörnten Ehemanns herumzuschlagen.«

Ja, wir sind verklagt worden. Weil eine Frau meinem Charme erlegen war und wir uns in einem Wandschrank vergnügt hatten. Ich habe der Dame nachgegeben, weil ich damals dachte, ich könnte Shenan dadurch vergessen. Hat nicht geklappt. Es hätte auch keiner mitbekommen, wenn ihr Ehemann sie nicht über eine App geortet hätte. Seitdem hasst Shenan mich wohl wirklich. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, es ist Eifersucht, aber sie ist wohl nur wütend, weil sie die Sache regeln musste und ich es irgendwie geschafft habe, meinen Job zu retten. Was wohl wirklich daran liegt, dass ich mich auskenne und eben weit unter dem üblichen Lohn arbeite.

»Kann ich Ihnen vielleicht helfen?«, biete ich an. Immerhin, ich habe ein wenig Wissen über Buchführung. Steht auch in meinem Lebenslauf.

»Ja, Harrison«, seufzt Dr. Hart und reibt sich über die Schläfen. »Gehen Sie mir einfach aus den Augen und halten Sie sich von Frauen und Kindern fern. Ich danke Ihnen für das Angebot. Wirklich. Aber ich bezweifle, dass Sie sich so schnell in unsere Bücher einlesen können und ich habe keine Zeit, Sie hier einzuarbeiten. Bitte, lassen Sie mich jetzt alleine.«

Es ist wie ein Schlag in die Magenrube, dass sie denkt, ich wäre nicht hilfreich. Es ist nicht unverdient, aber es tut weh. »Ja, Dr. Hart«, murme ich und trete den Rückzug an.

Ich weiß, sie kann mich nicht ernst nehmen. Wir haben uns wirklich unter ungünstigen Umständen getroffen und ja, ich ziehe das Unglück in Form von Verehrerinnen magisch an. Ich habe kein Problem damit, dass sie mich für einfältig hält und nicht mag. Okay, das ist gelogen, ich habe ein Problem damit. Aber es ist für uns beide besser.

Dass sie mich aber immer wieder für dumm hält, schmerzt meinem Ego und die Tatsache, dass sie sich in keinsten Weise zu mir hingezogen zu fühlen scheint, ist Gift für mich.

»Noch mal, sei froh«, ermahne ich mich leise und da die letzte Klasse bereits fort ist, schleiche ich mich in den Raum, den man wohl Archiv nennen könnte. Dort bin ich ungestört. »Du würdest dich verlieben. Seien wir uns ehrlich, du bist in sie verliebt, seit dem Moment, als du sie gesehen hast. Wenn sie dich auf Abstand hält, ist das wohl das Beste, das dir passieren kann. Vielleicht will Tyche sich einen Spaß auf deine Kosten machen und die Anziehung zwischen euch soll dir nur Schmerzen zufügen. Das würde ja irgendwie zu ihrem Stil passen.«

Ich lehne meine Stirn gegen eines der schmutzigen Fenster. Hier ist vermutlich seit Jahrzehnten nicht mehr geputzt worden, aber das stört mich nicht wirklich.

»Es tut zwar weh, aber zuzusehen, wie ein anderer Gott ihre Energie aussaugt und sie meinet-

wegen stirbt, würde ich nicht noch einmal ertragen«, seufze ich und ziehe einen vergilbten Lederbeutel aus der Luft. Diese Magie, mit der man Gegenstände in einer Art magischen Wandschrank verbergen kann, kostet kaum Kraft, also schmerzt sie auch nicht. Aber niemand darf diesen Beutel jemals finden. Niemand. Es ist meine letzte Verbindung zu der einstigen Liebe meines Lebens.

Zärtlich streiche ich über das brüchige Leder. Die Kette, die darin liegt, ist über tausend Jahre alt und vollkommen zerstört. Aber ich weiß, dass sie sich in dem Beutel befindet. Ich spüre ihre Erhebungen.

Sie hat Luna gehört. Der Frau, der ich einst mein Herz schenkte. Manchmal vergesse ich, wie sie ausgesehen hat, aber sie war Shenandoah nicht unähnlich. Vielleicht fühle ich mich deswegen so sehr zu Dr. Hart hingezogen. Weil sie mich an jemanden erinnert, den ich einmal sehr geliebt und verloren habe. Tyche ist wirklich ein Miststück.

Ich hasse mich, wenn ich so nachdenklich bin. Wenn ich nicht gerade in einen Tempel einbreche, habe ich das Gefühl, dass ich nicht ich selbst bin. Ich bin der Gott der Diebe, habe jedem anderen Gott einen Streich gespielt.

Aber hier sitze ich und grübele darüber nach, wieso ich so hin und hergerissen bin, wenn es um Shenan geht, statt zu ihr zu gehen, sie für mich zu gewinnen und uns beide dann zu verstecken. Hades schuldet mir noch einen Gefallen, wir könnten in der Unterwelt Zuflucht finden. Doch das wäre selbstsüchtig von mir. Und wieder zweifle ich an allem. Diese nachdenkliche Seite nervt.

Ich seufze und lasse den Beutel wieder verschwinden. Dann setze ich mich auf einen Stuhl und blättere in den alten Büchern, die hier lagern. Ich muss mein Wissen schließlich auffrischen, was die Menschen jetzt glauben, warum die Ägypter Pyramiden gebaut haben. Wenn die wüssten ...

Als es fünf Uhr ist, verlasse ich den Raum und sehe nach Shenan. Sie hat die Tür zu ihrem Büro verschlossen und ich höre laute Stimmen dahinter. Offenbar diskutiert sie mit jemandem. Da ich keine Gefahr fühle, drehe ich mich um und gehe.

Ich muss meinen Frust abbauen und am besten geht das, wenn ich mit jemandem kämpfe. Auf ganz altmodische und vor allem menschliche Art: beim Boxen.



Ich sehe den rechten Haken kommen und weiche dennoch nicht aus. Seine Fingerknöchel rammen sich in mein Kinn und ich höre, wie es knackt. Meine Lippe platzt unter dem Druck des Schlags auf und der metallische Geschmack von Blut breitet sich in meinem Mund aus.

Der Schmerz ist beinahe eine Erleichterung, denn er blendet einen anderen Schmerz aus. Einen, der hartnäckig ist und den ich viel zu oft spüre, wenn Shenan mich wie heute ansieht, nachdem diese Lehrerin sich mir an den Hals geworfen hat.

Selbst ohne meine Göttlichkeit einzusetzen könnte ich meinen Gegner im Handumdrehen besiegen. Er ist deutlich kleiner als ich und obwohl er sich schnell bewegt und Kraft besitzt, hätte er meinen gezielten Schlägen nichts entgegen zu setzen. Ich habe einfach zu lange bei solchen Kämpfen mitgemacht.

In England, vor zweihundert Jahren, war es ein Hobby der vornehmen Herren, in illegalen Kampfzirkeln ihre ›Jungs‹ gegeneinander antreten zu lassen. Mehr als einmal starb dort jemand an inneren Blutungen oder nach einer Messerattacke. Davor wurden zur Belustigung des Volkes immer wieder offizielle Kämpfe ausgefochten. Im Mittelalter nannte man es Rittersturniere. In Wahrheit war es einfach ein Abschlachten zur Unterhaltung des ›Pöbels‹ in Friedenszeiten, damit man von den wirklichen Problemen ablenken konnte.

Die Menschen sind ihresgleichen gegenüber grausam. Waren sie schon immer. Vielleicht hatten die Götter deswegen nie Skrupel, sie zu opfern.

Mein Gegner ruft mir irgendetwas in einer seltsamen Sprache zu, während er seine Fäuste erhoben hat und wie ein Eichhörnchen auf Speed vor mir auf und ab hüpfte. Er scheint mich provozieren zu wollen, weil ich mich kaum wehre. Ich will einfach nicht zuschlagen. Ich bin hier, weil ich Schmerzen brauche um mich abzulenken.

Nicht nur von dem Verlangen, Shenan nahe zu sein und es nicht zu dürfen. Sondern auch von dem Drang in mir, meine Göttlichkeit wieder anzunehmen, der immer da ist. Und von der Erinnerung an ein sterbendes Mädchen in meinen Armen, das ich nicht retten konnte.

Ich zuckte nicht einmal, als mich seine bereits zerschundene, blutende Faust unter dem Auge trifft. Ein dumpfer Schmerz breitet sich in meinem Gesicht aus, es knackt wieder und meine Haut reißt ein.

Komm, süßer Schmerz und verbanne die Erinnerungen, die ich nicht mehr sehen will.

Mein Gegner grinst und entblößt ein ziemlich ramponiertes Gebiss. Vermutlich kämpft er jeden Abend hier. Ich höre auch, wie die Menge ihm zujubelt. Er scheint bei Wetten beliebt zu sein. Kein Wunder, er ist tatsächlich schnell, wenn es darum geht, kritische Treffer zu landen.

Ich stöhne, als er mir die Schulter in den Oberkörper rammt und taumle. Ein Stechen wie von tausend Nadeln lässt mich atemlos zurück. Ich nehme an, er hat meinen Solarplexus erwischt. Er ist wirklich gut.

Er zieht sich zurück und ruft mir wieder etwas zu, das ich nicht verstehe. Ich spreche nicht alle Sprachen, obwohl auch das in meinen Zuständigkeitsbereich fällt. Zumindest seine kann ich nicht zuordnen. Vermutlich ist er aus einem arabischen Land, denn diese Sprachen habe ich nie gelernt.

Blut tropft aus meiner Wunde unter dem Auge. Ich bin froh, dass ich rot blute. Zeus hätte ein Problem, denn sein Blut ist dunkelblau, das von Hera schimmert golden. Meines hat manchmal Schlieren von hellblauer Farbe, wobei man die in dem schummrigen Licht dieser abbruchreifen Lagerhalle, in der mehrere Personen gleichzeitig kämpfen, nicht erkennen würde, selbst, wenn man wollte.

Langsam richte ich mich wieder auf und mein Gegner presst seine Lippen zu schmalen Strichen zusammen. Ich merke, dass er ungeduldig wird, den Sieg will und nicht versteht, warum ich nicht einfach im Staub liegen bleibe, wie es die meisten tun

würden. Aber mein Körper ist gestählt von dem langen Leben, das ich unter den Menschen verbracht habe. Ich muss meine Magie nicht einsetzen, um das auszuhalten. Und ich muss sie auch nicht einsetzen, um mich zu heilen. Morgen, wenn die Sonne aufgeht, wird man nicht mehr sehen, dass ich verprügelt worden bin. Die Selbstheilungskräfte unsterblicher Wesen sind einfach unschlagbar und mit Sonnenaufgang stellt sich der Körper wieder komplett her.

Die Menge gröllt und mein Gegner wird zornig. Er will es beenden und ich stehe einfach wieder auf, nachdem er mir seinen besten Schlag verpasst hat. Aber ich habe noch nicht genug. Noch denke ich an meine verlorene Liebe und an Shenans Gesicht, als wir uns kennengelernt haben und sie mir ein echtes Lächeln geschenkt hat, bevor ich zum ersten Mal bei einem Kuss wieder ein Prickeln gespürt habe, das ich für immer verloren geglaubt habe.

Jubel bricht irgendwo aus und ich wende meinen Kopf leicht. Ein Kampf scheint beendet zu sein und der Favorit hat wohl gewonnen. Als ich mich wieder umdrehe, balle ich meine Fäuste. Mein Gegner hat ein Messer gezogen und grinst mich hämisch an.

Waffen sind nicht explizit verboten in diesen Kämpfen, von Schusswaffen abgesehen. Ich habe schon erlebt, wie jemand mit Nunchucks, also mit Metallstäben an einer Kette, verprügelt wurde. Regeln gibt es hier nicht wirklich.

»Zeit zu sterben«, faucht mein Gegner in holprigem Englisch und stürzt sich auf mich.

Das langt. Mein Körper mag angeschlagen sein, aber ich bin immer noch schnell genug, um auszu-

weichen und sein Handgelenk mit dem Messer darin zu packen. Er keucht, weil ich seinen Schwung bremsen und ein Ruck durch seinen Körper geht. Offensichtlich hat er erwartet, leichtes Spiel mit mir zu haben.

»Das hätte ich an deiner Stelle nicht getan«, murmele ich und sehe ihm in das vernarbte Gesicht.

Hass lodert in seinen Augen. Wie kann man jemanden, den man nicht kennt, so verabscheuen?

Er bleckt die Zähne wie ein wildes Tier und wehrt sich gegen meinen Griff. Die Zuschauer feuern ihn an, rufen mir wüste Beschimpfungen zu. Dass sie mich meinen, weiß ich, weil sie mich »blondes Weichei« nennen, da ich mich selten wehre und nur Schläge einstecke. Wie früher im Olymp. Und genau dieser *liebvolle* Name fällt im Zusammenhang mit weit schlimmeren Ausdrücken.

Aber es ist mir gleichgültig. Wenn jemand aus purer Lust töten will, kann ich nicht einfach so tun, als ginge es mich nichts an.

Mein Gegner spuckt um sich und verfehlt mein geschundenes Gesicht nur knapp. Er zerrt an seinem Arm, aber ich gebe ihn nicht frei.

»Lass das Messer los und du kannst gehen«, brumme ich.

»Fick dich!«, brüllt er zurück und versucht mich mit der Schulter zu rammen.

»Du hast es so gewollt«, sage ich, packe seinen Arm mit meiner zweiten Hand. Seine Augen werden groß, als er versteht, was ich vorhabe, aber da ist es zu spät. Mit aller Kraft greife ich seine Hand und drücke sie heftig nach oben, bis ein grauenhaftes

Knirschen gefolgt von einem lauten Schmerzensschrei erklingt.

»Du Arschloch!«, brüllt mein Gegner, während er auf die Knie sinkt.

Das Messer hat er längst verloren und ich trete es weg. Dann lasse ich ihn los und er wälzt sich hin und her, hält seinen Arm umfasst und beschimpft mich lautstark.

Jemand aus der Menge stürzt sich auf mich, vermutlich sein ›Manager‹, aber ich treffe ihn mit meiner Faust, bevor er mir ein weiteres Messer zwischen die Rippen jagen kann. Seine Nase bricht und Blut quillt daraus hervor. Auch er sinkt wimmernd zu Boden.

»Noch jemand?«, frage ich und hebe meine Hände.

Von Gemurmel abgesehen ist es plötzlich still. Alle Kämpfe scheinen aufgehört zu haben. Ob sie unterbrochen wurden oder entschieden sind, weiß ich nicht, aber es ist auch nicht wichtig.

Mit finsterem Blick verlasse ich den ›Ring‹, den man mit Kreide in den aufgerissenen Boden gezogen hat. Die Leute gehen mir aus dem Weg. Offenbar hat keiner damit gerechnet, dass ich kämpfen kann, weil ich bisher immer nur Schläge eingesteckt habe. Aber irgendwo hört der Spaß auf.

Ich gehe in die provisorischen Waschräume, die man für die Kämpfer gebaut hat. In Wahrheit gibt es nur eine Dusche, die nicht wirklich funktioniert und einen Kübel, mit dem man Wasser aus der tropfenden Leitung auffangen kann, um sich zu waschen.

Mein Blick schweift von dem Eimer zu meinem

eigenen Körper. Ich trage kein T-Shirt mehr, weil es nur hinderlich ist. Meine Haut ist bläulich und blutig von den Platzwunden in meinem Gesicht. Ich habe überall Kratzer. Der Kerl vorhin war nicht mein erster Kampf heute und der davor hat seine Fingernägel wie Krallen angespitzt und mich zerkratzt. Eigentlich müsste ich die Wunden säubern, aber das werde ich ganz sicher nicht hier machen.

Ich schnaube, als ich die Flecken auf meiner beigen Jeans betrachte. Blut und Schweiß mischen sich mit Öl, das überall auf dem Boden klebt und in dem ich gelandet bin, als mich mein erster Gegner niedergeworfen hat.

»Die ist dann mal ruiniert«, brumme ich und schüttle den Kopf.

Wann lerne ich, mir schwarze Kleidung anzuziehen, wenn ich herkomme? Kleidung, die ich vielleicht ohnehin loswerden wollte. Diese Jogginghose etwa, die ich bei der Flucht aus der Wohnung einer Frau übergeworfen habe, nachdem ihr Freund die Schlafzimmertür eingebrochen hat? Ja, ich habe wirklich kein Händchen für meine Eroberungen. Aber ich sagte schon, ich bin nur ein Mann und mit Frauen, die mich in Wahrheit nicht interessieren, zusammenzusein, lenkt mich auch ein wenig von allem ab. Ich gebe zu, ich sollte mir mehr Gedanken machen, ob und wen sie betrügen könnten. Allerdings habe ich mich seit einem Monat auf keine Frau mehr eingelassen. Ich rede mir ein, dass es mir einfach zu mühsam geworden ist, aber die Wahrheit ist, dass ich danach nur noch mehr an Shenan denken muss.

Musste der Mistkerl mit einem Messer auf mich

losgehen? Ich denke noch viel zu sehr an Dinge, die ich eigentlich vergessen will. Vielleicht sollte ich mich jetzt betrinken. Das ist eine Idee. Ich werde mich jetzt betrinken. Obwohl ... ich könnte drei Flaschen Whiskey hinunterstürzen und wäre vielleicht ein wenig benebelt. Göttlich zu sein ist manchmal einfach nur schrecklich. Aber alles ist besser, als hier herum zu sitzen.

Meine Wertgegenstände und mein T-Shirt sind in einem Spint verschlossen, für den ich den Schlüssel mit einem Kabelbinder am Handgelenk trage. Nicht, dass man diese Kästen nicht mit einem kräftigen Schlag aufbrechen könnte, wenn man wollte. Aber scheinbar versucht der Veranstalter so, seine Kämpfer zu beruhigen.

Ich öffne meinen Spint mit dem Schlüssel und hole meine Sachen heraus. Das T-Shirt werde ich jetzt sicher nicht anziehen. Da laufe ich lieber mit nacktem, blutverschmiertem Oberkörper, durch die Nacht bis zu meiner Wohnung, wasche mich und gehe dann in eine Bar. Guter Plan.

Gerade schließe ich die Metalltür, als ein Räusperrn erklingt. »Ich hätte dir eigentlich mehr zuge-
traut«, höre ich eine männliche Stimme und drehe mich langsam um.

Er passt nicht an diesen Ort. So überhaupt nicht. Sein beiger Anzug ist makellos und sieht teuer aus, ebenso wie die Weste und das Hemd, das er darunter trägt. Seine dunkelbraunen Lederschuhe sind vermutlich handgemacht. Er stützt sich auf einen Gehstock, während er mich durch eine große Brille

betrachtet. Ein weißer Bart und gekräuselte weiße Locken umrahmen sein Gesicht.

Keiner von uns beiden rührt sich, wir starren uns nur an. »Verzeihung, kennen wir uns?«, frage ich schließlich. Ich habe diesen Mann ganz bestimmt noch nie gesehen.

Sein Mundwinkel zuckt leicht, dann schüttelt er den Kopf. »Wohl eher nicht«, meint er und kommt auf mich zu. Sein linkes Bein scheint steif zu sein, denn er zieht es mühsam hinter sich her, während er sich auf den Stock stützt. »Aber ich habe von dir gehört.«

»Wirklich?«, brumme ich. »Sie interessieren sich für illegale Boxkämpfe?«

»Nein«, erwidert er und klingt amüsiert. »Ich interessiere mich für Götter, Junge.«

Ich straffe meine Schultern. Weiß er etwa, dass ich ein Gott bin? Aber ... woher?

»Götter?«, lache ich. »Nichts für ungut, aber, wer glaubt denn an sowas? Und abgesehen davon wären Sie hier ziemlich falsch. Hier gibt es bestenfalls Monster.«

Seine Mundwinkel wandern nach oben. »Wo das eine ist, kann das andere nicht weit sein, oder?«

Da ich jetzt schweige und ihn feindselig betrachte, bleibt er stehen. Langsam zieht er einen Umschlag aus seiner Jackentasche. Er ist mit einem blutrotem Wachsiegel verschlossen. Auffordernd streckt er ihn mir entgegen, doch ich rühre mich nicht.

»Sie sind doch Harrison Winter, der Assistent von Shenandoah Hart, oder?«

»Woher wissen Sie das?«, zische ich. Wenn mich jemand beauftragt, um einen Schatz aus irgendeinem Grab zu stehlen, kennt er nur meinen Decknamen, den ich nie ändere: King of Thieves. Anmaßend? Vielleicht, aber zutreffend.

Der Mann lächelt. »Weil ich einen Auftrag für Sie beide habe. Dr. Hart ist noch im Museum, ich habe vorhin mit ihr telefoniert. Ich denke, ich habe ein interessantes Angebot für Sie beide.« Sein Blick schweift über meinen ramponierten Körper. »Aber bevor wir zu ihr gehen, sollte ich Sie nach Hause bringen, damit Sie sich waschen und umziehen. Dr. Hart soll sich doch nicht um Sie sorgen, nicht wahr?«

Einen Moment überlege ich, das Angebot anzunehmen. Dann greife ich nach dem Eimer, der bereits voll mit Wasser ist, und gieße ihn mir über den Kopf. Ich schüttele mich ein wenig und wische mit meinen Händen über die schlimmsten Flecken. Schließlich ziehe ich mir das T-Shirt über den Kopf.

»Versuchen Sie keine Spielchen mit Dr. Hart«, zische ich dem älteren Mann zu. Der hebt nur abwehrend die Hände und ich nicke. »Wenn wir uns verstanden haben, können wir gehen.«

WILLST DU WISSEN, WIE
HERMES UND SHENAN SICH
KENNENgelernt HABEN?

*D*ann melde Dich zum Newsletter an! Dort bekommst Du die Kurzgeschichte zum Kennenlernen von Hermes und Shenan.

Hier geht es zum Newsletter.

